

# Heimatpflege in Franken



Nr. 22

1991

Gedanken zu einem heiklen Thema:

## "Das fränkische Dorf in seiner Landschaft"

Reinhard Worschach

Am Beginn dieses neuen Jahres hegen wir bestimmt alle starke Hoffnungen; denn ohne Hoffnung wäre unser Leben sinnlos, fruchtlos und aussichtslos. Lange Zeit galten der Dreikönigstag und Maria Lichtmeß als Abschluß des alten und als Anfang des neuen Jahres. Dorf und fränkisches Land lebten und leben von Brauch und guter Sitte, von Nachbarschaft und Gemeinschaft. Es geht wieder auf einen neuen Frühling zu. Und wir zur Zeit Lebenden sind für die Natur, für unsere Landschaft und auch für unsere Dörfer und Städte verantwortlich – jeder an seinem Platz.

Daß ein bestimmter Raum, eine bestimmte Landschaft als menschliches Urbedürfnis zählt, spüren wir vor allem, wenn wir in der Fremde Heimweh bekommen, Schmerz nach daheim. Jeder von uns fühlt sich irgendwo hingehörig. Wir brauchen eine bestimmte Lebenswelt, jenes Stück Erde, in dem wir uns wohlfühlen. Wir haben ein Recht auf dieses Dorf, diese Landschaft, aber auch unsere Pflichten.

Auf unser fränkisches Land können wir stolz sein. Noch immer ist der Main das einprägsame Wahrzeichen dieser fränkischen Landschaft. Der Main ist aber auch Trennlinie, Gegensätzliches von Nord und Süd prallen hier aufeinander, verschiedene Stammeseigenschaften vermischen

sich. Für die Franken jedoch ist der Main die gute, behäbige Mutter, welche die zum Teil kleinkarierte Vielfalt zusammenzuhalten versucht. Aber die geschichtlichen Kräfte sind mächtig genug, um in Beharrlichkeit weiterzubestehen. Gottlob hat das beharrnde Moment vieles Überlieferte gerettet und erhalten.

In langer Geschichte und in lebenslanger Erfahrung muß man zu jener Erkenntnis gelangen, daß es stets darauf ankommt, die kleinen und überschaubaren Einheiten zu erhalten und zu stärken bzw. neu zu schaffen; denn es wird hoffentlich so bleiben, daß fränkische Dorfgemeinschaft eingebettet ist in eine bestimmte markante, unverwechselbare und sofort erkennbare Landschaft: "Das Land am Main".

Nach dem Prinzip der Subsidiarität darf eine höhere staatliche oder gesellschaftliche Einheit nur dann helfend tätig werden, wenn deren Kräfte nicht mehr ausreichen. Es geht also um die rechte Delegation von Macht und Kompetenzen. Alte intakte Dorfgemeinschaften, d.h. also kleine Einheiten, wurden zerschlagen und nun beklagt man sich, daß freiwillige Mitarbeit, ehrenamtliche Tätigkeit und das Interesse der Bürger überhaupt nachgelassen hätten.

Am meisten betroffen hiervon wurde die fränkische Eigenwelt, die in einer starken rechtlichen Gemeinschaft ihre Stärke und Kräfte bewies. Nach meiner Meinung waren einige Reformen überflüssig, wenn nicht sogar schädlich, obwohl ich weiß, daß eine sinnvolle Neuverteilung der Aufgaben und Kompetenzen notwendig gewesen sind. Das Dorf war und ist als Idealgebilde, überschaubar und leicht lenkbar.

Es gilt, aus dieser Einsicht heraus, von neuem Mittelpunkte zu schaffen, vor allem dort, wo sie verloren gingen: Wir brauchen ortsnahere Schulen, auch kleinere Rathäuser, Kaufläden, Handwerker, auch mittelgroße Landwirte in unseren Dörfern; denn die geistige Landschaft ist noch weit mehr bereinigt und ausgeräumt worden als die Natur.

Zur Zeit sind viele unserer kleineren fränkischen Dörfer zum Teil verödeter als wir glauben. Manche Dörfer scheinen wie verlassen, verlassen von denen, die dort hingehören. Die schleichende Gefahr ist dabei, daß man sich sehr rasch an das Negative, das Leere, nicht mehr Aktive gewöhnt, weil der neue Zustand bequem ist, keine Anstrengung macht, nichts vom einzelnen abverlangt. Die anderen werden es schon recht machen! Der breite Weg der Gleichgültigkeit wird gerne eingeschlagen.

Der Literaturnobelpreisträger Josef Brodskij hat seine Erfahrungen über das Dorf so ausgedrückt: "Im Dorf wohnt Gott nicht in den Zimmerecken nur, wie Spötter meinen, sondern überall. Er heiligt die Dächer, Teller, Schüsseln, Pfannen... Im Dorf ist Gott im Überfluß vorhanden." Wenn das so für das Fränkische gelten würde! Wenn es aber darum geht, das fränkische Land genau zu beschreiben, wird man stets auf die Dichter zurückgreifen. Und kein anderer als der fränkische Dichter Ludwig Friedrich Barthel aus Marktbreit (1898 geboren, 1962 gestorben), den ich zu den großen deutschen Lyrikern zähle, obwohl ihn seine Franken nahezu völlig vergessen haben, wollte uns den teuren Ratschlag geben, was an fränkischer Tradition erhalten werden müßte. Er ermahnt uns unermüdlich, die Landschaft zu lieben, sie liebend zu bewahren und in rechter Weise aus ihr zu leben. Bei ihm ist in das Bewahren müssen vieles mit einbezogen: Die steilen Weinbergshügel, die wogenden Gerstenfelder, ein Laib Brot und eine Handvoll Träubel, der Gesang der Vögel, die Sträucher und die Bäume in unserer Landschaft. Lieben heißt teilhaben und obachtgeben, mitsorgen und mitleiden. Einmal schreibt Barthel: "Jeden Abend ging meine Mutter zwischen den Weinbergen hinauf zum Kapellenberg, als brauche das Land, um schlafen zu können, daß sie ihm zude. In Wirk-

lichkeit sah sie den Frieden, er löste die Gesichter und in der Mulde das Häusergepferch betete." Hier beginnt intensive Heimatliebe.

Was geschieht eigentlich mit einem Volksstamm, wenn er sein markantes Gesicht, seine wesenseigenen Erkennungszeichen verliert? Zunächst wird der Verlust kaum auffallen, die Feinfühligen schweigen und dulden. Erste Reaktionen werden von außen zu hören sein. Innere Kräfte erlahmen, Gefühle für das Echte verarmen und verkümmern. Lassen wir uns ja nicht zu rasch von einigen Ersatzwerten im Gefolge nostalgischer Wellenschläge täuschen. Plötzlich dienen erstarrte traditionelle Formen als Genugtuung und Ersatzbefriedigung. Wie stark ist noch das fränkische Selbstbewußtsein?

Noch klingen unsere vielen Neujahrswünsche nach. Gute Nachbarschaft und Gastfreundschaft sind alte fränkische Anliegen. Auch heute sind wir gezwungen, um aufeinander zuzugehen, um uns zu begegnen. Wir brauchen unsere Nachbarn mehr als wir glauben. Das Miteinanderreden, das enge Miteinanderleben ist fränkisch. Der Nachbar sollte unser Freund bleiben, unser Helfer in der Not, bei einer größeren Arbeit. Der Nachbar auch als Kartbruder und eines Tages, am letzten Tag vielleicht, auch Sargträger. Die Gemeinschaft und das Gespräch, auch das Streitgespräch, sind dominant. Geordnete Schlamperei muß schier als Begnadung bezeichnet werden. Die Franken brauchen viel guten Rat, denn auch schlechte Ratschläge werden leicht angenommen.

Vom Altfränkisch-Beharrlichen ist nicht viel übriggeblieben. Das spätgotische und barocke Ge- habe bröckelt immer mehr ab. Es bleiben ein paar Signaturen und skizzenhafte Silhouetten. Wenn die Leitmotive verblassen, wenn man das Eigenartige nicht mehr recht erkennt, kann man auch keine Ansätze mehr finden für neue Kulturarbeit. Wieviel kann man fallen lassen, wieviel Fremdartiges kann und darf man eigentlich aufnehmen? Wie lange bleiben die Wurzeln gesund? Bislang war immer von der Vielgestaltigkeit im Fränkischen die Rede. Noch zehren wir vom Alten, von der mächtigen Geschichtlichkeit. Fränkische Dörfer und fränkische Landschaft beinhalten doch mehr als nur Bocksbeutel, Spargelessen oder große Weinfeste feiern?

Über Dörfer und ein Land reden heißt, sich um die Heimat kümmern. Viele brauchen ein Leben lang, bis sie ihre Heimat finden, am Ende ihres Lebens wissen sie erst, wo sie gewesen sind; denn Heimat finden, heißt, Lebenserfahrungen sammeln. Heimat ist das Stück Land, das mir durch welche Umstände auch immer zugewiesen ist. Ich kann nicht ein Leben lang einer verlorenen Heimat

nachtrauern. Irgendwo muß ich zurechtkommen, muß ich mit allem fertig werden. Wohin wollen wir sonst flüchten? Wir kennen ja die Fliehenden droben am Biebelrieder Kreuz, die wir das ganze Jahr inzwischen beobachten können. Ohne die vielen Dörfer und Kleinstädte gäbe es kein fränkisches Land – wir werden von vielen darum benedict. Land und Dörfer können und dürfen wir nicht einfach verändern, umändern. Es ist auch kaum möglich, daß bloße technische Erneuerungen den gesamten Dorfgeist und die Gemeinschaft verändern könnten. Dazu genügen nicht allein neue Bürgersteige oder Dorfplatzgestaltungen mit Kleinpflaster. Der Mensch verlangt viel mehr nach persönlicher, öffentlicher Anerkennung, nach Wirkung unter Seinesgleichen. Ohne Lehrer auf den Dörfern gibt es auch kaum Dirigenten, Theaterleiter, Festgestalter u. v. a. m.

Viele Dörfer sind mimosenhaft empfindlich geworden, Belangloses wird breitgetreten, lauthals reagiert man auf jeden kleinen Klacks. Schuld wird bei den anderen gesucht: Bei der Flurbereinigung, bei Gesetzen und Verordnungen, bei den Politikern. Nur nicht bei sich selbst.

Heimat haben verlangt unbedingte Treue zu einer bestimmten Landschaft, zu einem bestimmten Ort. Bislang haben wir in einer Landschaft gelebt und sie zur Vertrauten erklärt, weil sie so gewesen ist, wie sie ist. Nun müssen wir aktiv handeln, um sie so zu erhalten, wie sie sein soll. Die Sprache, die Bäume und das Land, die Bäche, die Berge und Hügel, die Mundart und Bräuche, das Gehabe und die Redensarten, alles zusammen macht ein Stück Land heimisch. Wie rasch fällt bei feinfühligen Menschen die Atemnot, das leichte Herzstechen weg, wenn sie in ihre Heimat zurückkehren dürfen aus der Fremde. Wer nicht empfänglich ist, erhält auch nichts. Das Unfruchtbare gebärt nicht. Wer Heimat will, muß ein Sämann sein.

Was hat sich in unseren Dörfern am stärksten geändert? Wo liegen die Wurzeln der Umwandlungen? Am auffallendsten ist die Tatsache, daß die Träger der Dorfkultur zum Großteil nicht mehr da sind. Es gibt eine Vielzahl von Ortschaften ohne Bürgermeister und Gemeinderäte, ohne Lehrer und Pfarrer. Das weitsichtige Dorfauge ist schier erblindet, Das Dorfhoer nahezu taub. "Man" kümmert sich nur noch am Rande um das Ganze, um das Dorfgeschehen, jeder ist mit sich selbst beschäftigt. Lediglich einige Vereine sind bestrebt, für Geselligkeit und öffentlichkeitswirksame Geschäftigkeit zu sorgen. Daneben verblaßt die Dorfgeschichte mehr und mehr. Der Lehrer als wichtiger Kulturträger von hohem Rang lebt und wohnt nicht mehr am Schulort, er ist fast zum Jobber außerhalb der Gemeinschaft geworden. Der in den

gehobenen Beamtdienst vorgestoßene Pädagoge muß die Residenzpflicht nicht wahrnehmen. Die Lehrer kehren heute nach Beendigung des Unterrichts meist ihrem Dienstort den Rücken und streben in die urbanisierten Wohnstätten zurück, dorthin, wo sie gebaut haben, wie es sich gehört. Deshalb hat sich auch der einst viel gelobte Heimatkundeunterricht seit seiner Abdrängung ins Abseits nicht wieder erholt.

An dieser Stelle muß auch einmal kurz erwähnt werden, daß das Leben in einem noch so kleinen Dorf niemals eitel Wonnen war. Wir wissen, wie gestritten wurde und wie man zu Gericht schritt, um die üble Nachrede nicht auf sich beruhen zu lassen. Überfüllte Wein- und Bierfeste sind oft nur scheinbare Zeichen der Gemeinschaft und Geschlossenheit. Die Verlockungen aus der großen Welt stürmen in das kleinste Dorf. Zu drei Fernsehprogrammen kommen weitere hinzu. Die Mächtigen rangieren um die Einflüsse. Dabei setzt eine erneute verklärte Wertschätzung des Dorfes ein. Die heile Welt des Dorfes wird zu hoch angesetzt und meist verfälscht. Man kann einem Dorf nicht vorschreiben, wie es zu sein hat. Um Einsichten zu gewinnen, muß man in die Geschichte zurückschauen. Das fränkische Dorf ist eine ganz bestimmte Wesenheit, es ist zuvorderst im Gemeindewesen, in der gemeinschaftlichen Lebensform begründet gewesen. Rechtlich-soziale Elemente haben das Dorf in Franken zu jeder Zeit geprägt. Ein wesentliches Merkmal war und ist die Ausbildung der Dorfmitte. Diese Mitte haben wir zum Teil verloren, in manchen Dörfern ist gerade in der Mitte nichts mehr los; vor allem an den Abenden, wenn man durch die Dörfer geht, herrscht Totenstille. Zur Dorfmitte gehören Kirche, Schule, Rathaus, Brunnen und Bäume. Die einzelnen Gehöfte und Häuser wurden vor allem in früheren Zeiten durch Tore und Pforten zur Straße hin abgeschlossen. Es war ein Sichabsichern, in der Gemeinschaft leben wollen und dennoch wußte jeder, daß er zur großen Gemeinschaft gehört. Manche haben ihre Tore weggerissen, die Pforten sind verschwunden. Zum alten fränkischen Dorf gehörte auch der Dorfbaum. Hier fanden früher die Dorfgerichte statt, hier wurde auch an Kirchweih der Plantanz aufgeführt. Insgesamt gesehen wurden die Dörfer in ganz besonderer Weise durch das Rechtliche geformt. Das Gemeinschaftsbewußtsein wurde vom gemeindlichen Rechtssinn getragen. Jeder Ortsbürger hatte seine Pflichten, aber auch seine Rechte. Schultheißen, Dorfmeister, Bürgermeister standen an der Spitze jedes Dorfes, hinzu kamen mehrere Gemeinderäte. Nahezu jeder Ort hatte seine Dorfordnung. Das Gemeindeleben war bis ins kleinste genau geregelt, jährlich einmal

wurde an der Linde die Ordnung für alle vorgelesen. Dann wußte wieder jeder, wie er daran ist. Von stark sozialer Bedeutung war und ist die Dorfsitte. In vielen Dörfern spürt man sie noch heute. Nahezu alle Ortsbewohner haben ein festes Gefühl der Zusammengehörigkeit. Das Unterschiedliche, ganz Persönliche tritt vor dem Gemeinsamen immer zurück. Das war und ist die Stärke fränkischer Dörfer. Und hier beginnt der große Verlust. Die Dorfsitte sollte das Grundgesetz des gemeinschaftlichen Lebens sein. Diese aus langer Einsicht erwachsenen Erfahrungen sollten in der heutigen Zeit nicht einfach über Bord geworfen werden. Das Geschichtliche ist die stark prägende Kraft, wenn es im Gegenwärtigen wirksam wird. Ein fränkisches Dorf darf und soll seine Geschichte niemals vergessen.

Dorfkultur ist immer im Wandel und Umbruch gewesen, das ist nichts Neues. Völlig neu ist die Situation, daß die Ortschaften keine Bauern- und Handwerkerdörfer mehr sind. Oft sind sie nur noch Schlafstätten, auch für die Kinder und Jugendlichen. Das Dorf hat sich nach außen hin geöffnet, es ist pluriform und aufgerissen. Wir sind eine Freizeitgesellschaft, und die Dörfer selbst können kaum etwas dazu bieten. Der wesentliche Entwurzelungsprozeß geht von den Medien aus. Sie haben im Lauf der letzten Jahrzehnte die neuen Leitbilder der städtischen Welt in jedes Dorf getragen, und schwerwiegender Eingriffe hat der Staat selbst verursacht: Durch die Gebietsreform z. B. ist die Gemeindeautonomie wesentlich eingeschränkt worden. Auch die Schulreform brachte nicht die erwünschten Erfolge.

Man glaubte und hoffte allenthalben, unbedingt städtischer, moderner und besser zu werden. Es hat sich nicht allzusehr bewährt. Es rumort in manchen Ortschaften oder, was noch schlimmer ist, man resigniert, man gibt auf und wird lethargisch. Vor allem Franken hat das Reformieren nicht vertragen, vielleicht ist es zu alt dazu. Noch immer denken viele, alles wäre machbar.

So ist diese Bilanz nicht sehr positiv ausgefallen. Es ist eine unserer schlimmsten Nachlässigkeiten, daß wir zu wenig auf Tradition, auf das Erlebte und Selbsterfahrene, Erprobte und Erlittene geachtet und es in unser Leben einbezogen haben. Allzusehr leben wir vom Kredit, der uns jedoch – wie Sie alle genau wissen – nur in einem gewissen Umfang gewährt wird. Allesamt haben wir uns an-

gewöhnt, sensibel zu reagieren, mit langen Fingern auf die anderen zu deuten. Ist nicht scheinbar fast alles perfekt? Jahrzehntelang sind wir dabei zu reinigen, zu erneuern, schöner zu machen, zu reformieren. Bislang sollte alles Nutzen, Rendite bringen.

Was kann für die Zukunft gelten? Die auf dem Dorf Lebenden müssen sich in allem mehr Zeit lassen, gelten sie doch stets als die Bewahrer, die Naturnahen, die Kirchgänger und die Bedächtigen. Diese Bevorzugung dürfen sie sich nicht nehmen lassen. Wenn sie ihre gemeinschaftliche Dorfmitte aufgeben, werden sie innerlich unruhig, es greift Isoliertheit um sich. Plötzlich suchen sie das verlorene Paradies stärker als in früheren Zeiten.

Das rein landwirtschaftlich und handwerklich geprägte Dorf wird es wohl nie mehr so geben. Auf Gruppenarbeit wird mehr geachtet werden müssen. Die Funktionsfähigkeit eines Dorfes muß gestärkt werden. In einem Dorf müßte wieder erzogen, eingekauft und gearbeitet werden können. Daß vieles falsch gewesen ist, sollten wir eingestehen und einsehen. Hier täte eine Wende not!

Wenn wir doch unseren Dörfern wieder größere Eigenverantwortung übertragen würden! In unserem Hochmut wollen wir alles mit dem Verstand, mit dem Kopf erfassen. Mag man dem alten Dorf nachreden, was man will, seine Stärke war die betende, arbeitende, zusammen feiernde und leidende Gemeinschaft eines ganzen Ortes und die Ehrfurcht vor dem Geheimnis des Lebens und die Ehrfurcht vor dem Höchsten. Zu allem kommt noch hinzu, daß unsere Kirchen immer leerer werden. Hier liegen die ärgsten Abgleitungen. Werden unsere fränkischen Dörfer die Kraft besitzen, neue Maßstäbe zu setzen? Die Hoffnung besteht immer. Nichts ist verloren, das Land steckt voller guter Dinge. Jeder von uns muß sich um sein Dorf, seine Stadt, seine Heimat sorgen. Vor allem die Kinder müssen in Liebe zu ihrem Ort erzogen werden. Mit verkehrter Fürsorge muß Schluß gemacht werden. Ein Dorf darf nicht immerfort auf die anderen warten, auf andere Ratschläge und deren Zuschüsse. Wichtig ist Behutsamkeit und das Einhalten von Maß und guter Sitte. Lassen wir uns nie wieder die vertrauten Schönheiten und das Liebgewonnene ausreden, das geteilte Fenster, die Stockmalve am Gartenzaun, das nachbarschaftliche Gespräch am Hoftor. Jeder von uns ist auf seinem Platz für ein bestimmtes Werk verantwortlich.